

Einleitung

„Wenn man heimlich liest, ohne die Vorsichtsmaßregeln zu beachten, wird man verrückt.“¹

Was leistet Schrift? Wie entsteht Wissenschaft? Was ist Metaphysik? – Das vorliegende Buch unternimmt den Versuch, das Projekt abendländischer Wissenschaft vor dem Hintergrund der Differenz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu rekonstruieren. Die Darstellung ist methodisch inspiriert vom Fundamentalpragmatismus des frühen Heidegger und liefert zugleich eine medienphilosophische Reinterpretation von Heideggers Metaphysikkritik, die im Kern als Kritik an der modernen Wissenschaftsideologie zu verstehen ist.

Die Untersuchung bindet dabei zwei wissenschaftliche Debatten zusammen, die bisher noch kaum verknüpft worden sind: die interdisziplinäre Diskussion der 80er und 90er Jahre um die kulturellen Auswirkungen von Schrift und Schriftlichkeit einerseits und die von Heidegger wesentlich angestoßene, bis heute anhaltende wissenschaftstheoretisch-philosophische Debatte um Status und Reichweite wissenschaftlicher Welt Darstellungen andererseits. In einer doppelten – medienhistorischen und medienphänomenologischen – Perspektive wird erläutert, welche (schrift-)praktischen Entstehungsbedingungen und welchen Status wissenschaftliche Aussagen als verdauerte sprachliche Handlungen haben, was bestimmte Missverständnisse von Wissenschaft sind und wie diese Missverständnisse gerade durch die (alphabet-)schriftliche Form der Wissensdarstellung evoziert werden.

Ohne selbst explizit und systematisch zur Schriftproblematik und zur Schriftlichkeitsdebatte Stellung zu nehmen, war es gerade Martin Heidegger, der mit Nachdruck die Gefahren der Fehlinterpretation schriftgestützten wissenschaftlichen Wissens in der abendländischen Kulturtradition thematisiert hat. Heidegger warnt vor den fatalen Konsequenzen, die mit der Herrschaft einer *daseins-* bzw. *praxisvergessenen* Wissenschaftsideologie verbunden sind: Überzogene wissenschaftliche Welterklärungsansprüche können in der Konsequenz zu einer *Ver-Eindimensionalisierung*² des Welt- und Menschenbildes führen. Die von Heidegger kritisierte Praxisvergessenheit in Bezug auf wissenschaftliche Welt Darstellungen hängt ursächlich eng mit Schriftlichkeit zusammenhängen, denn die Verschriftlichung rückt das kulturelle Wissen aus der unmittelbaren situativen Einbettung, vergegenständlicht und verdauert es und separiert es vom

¹ Äußerung eines afrikanischen Analphabeten gegenüber Ethnologen, die über die Auswirkungen der Schrift forschten. (E.N. Goody, *Feldnotizen 3849*; zit. n.: J. Goody, *Einleitung*. In: Ders. (Hrsg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, S. 24.) Auf dieses Zitat und dessen interessante Konnotationen hat mich erstmals Jörg Gawrisch aufmerksam gemacht.

² Ich adaptiere hier eine Formulierung des Heidegger-Schülers Herbert Marcuse. (Vgl. H. Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*.)

jeweiligen Sprecher. Erst der Schriftgebrauch kann das Interesse an einem selbstgenügsamen, dem praktischen Kontext grundsätzlich enthobenen Wissenskorpus (einem Wissen über *die Welt an sich*) wecken. Erst die Existenz von verschriftlicht vorliegenden und dabei logisch formalisierten Wissensdarstellungen, erst die Konzeption von Wissen als *episteme*, als System von situationsinvariant gültigen Aussagesätzen, kann die irrige Vorstellung induzieren, dass die Wahrheit dieser Aussagesätze sich *nicht* immer erst jeweils in praktischen Anwendungssituationen beweisen müsste, dass es *nicht* immer auch auf die jeweilige Urteilskraft der Leser und Anwender solcher theoretischer Wissensdarstellungen ankäme. Folgt man diesen Überlegungen, so ist es gerade der unreflektierte Umgang mit den konzeptionell schriftlichen Sätzen der *episteme*, so ist es das Schreiben und Lesen „ohne die Vorsichtsmaßregeln zu beachten“³, das zu einer die westliche Kulturtradition prägenden „Verrücktheit“ geführt hat: zur Ausprägung von Wissenschaft als Ideologie. Was mit der schriftlichen Notation von Wissen *ver-rückt* wird, ist dabei die Perspektive auf den Status konstativer Aussagen. Bestimmte Sorten von (schriftlich fixierbaren) Aussagen, nämlich die der Wissenschaften, werden nicht mehr als letztlich in der Gegenwart und in der Lebenspraxis konkreter situierte Sprechhandlungen, d.h. als menschliche Praxisvollzüge gedeutet, sondern als *ewige Wahrheiten*.

Heideggers etwas mystisch klingende Rede von der *abendländischen Seinsvergessenheit* (bzw. *Seinsverlassenheit*) ist als therapeutischer Versuch zu deuten, auf die Praxisvergessenheit objektivistischer wissenschaftlicher Weltdeutungen und deren metaphysische bzw. „nihilistische“ Konsequenzen hinzuweisen: Die Wissenschaft droht als wissenschaftliche Weltanschauung zur zentralen oder gar alleinigen Weltdeutungsinstantz des modernen Menschen zu werden. Sie ist es in Heideggers Augen bereits geworden. Um dieser Tendenz entgegenzuarbeiten, bemüht sich Heidegger u. a. um die Wiedergewinnung eines angemessenen Verständnisses der institutionellen Rolle von Kunst und Religion in menschlichen Gesellschaften (im Leben). Dazu analysiert er z.B. *institutionentheoretisch*, welche Stellung und welche Funktion die (Dicht-)Kunst in der Antike innegehabt hat. Ihn interessiert vor allem die frühe, noch stark von der Mündlichkeit geprägte Zeit Griechenlands. Heidegger weist ähnlich wie Nietzsche auf die Multifunktionalität und Multimedialität der griechischen Dichtungsperformances, der Dramenaufführungen und öffentlichen Dichterwettstreite, hin. In ihnen waren *bricolage*-wissenschaftliche⁴, ästhetische, sozialtherapeutisch-moralische und religiöse Elemente noch eng miteinander verknüpft. Die ganzheitlich-feierlichen Dichtungsdarbietungen waren die zentralen Realitätsinstanzen für die Mitglieder der griechischen Polis; – und zwar so lange, bis sich auf der Grundlage des Alphabetschriftgebrauchs die separate Institution Wissenschaft ausdifferenzierte – eine Institution, welche die Wahrheits- und Realitätskompetenz

³ Siehe das dieser Einleitung vorangestellte ethnographische Zitat.

⁴ Zum Begriff der „Bricolage“, der „intellektuellen Bastellei“, vgl. C. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, S. 29 ff.

mehr und mehr allein an sich zog und andere, z.B. mythische bzw. künstlerische Wissensformen ontologisch herabzustufen begann.

Heideggers philosophische Überlegungen lassen dabei den Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit im antiken Griechenland gerade in seiner Ambivalenz begreiflich werden. Umgekehrt ermöglicht die medien- bzw. schriftgeschichtliche Perspektive auch ein besseres Verständnis des Gesamtanliegens und der einzelnen Texte Heideggers. Dazu gehört auch ein angemessenes Verständnis von Heideggers Sprachformen und seiner Sprachphilosophie. Gerade vor dem Hintergrund der Debatte um Mündlichkeit und Schriftlichkeit wird einsichtig, warum Heidegger eine so eigentümliche, oftmals mit mundartlichen Ausdrücken und Archaismen gespickte, kryptoreligiös anmutende Sprache benutzt: Seine oralistisch stilisierte Kunstsprache soll an den Duktus, die *kommunikative Nähe*⁵, die Situationsgebundenheit und Praxisbezogenheit konzeptionell mündlicher Rede erinnern. Heidegger möchte so darauf aufmerksam machen, dass auch geschriebene Texte, auch die wahren Sätze der Wissenschaft grundsätzlich praxisinvolviert sind. Das Projekt der abendländischen Wissenschaft als *episteme*, als System situationsinvariant gültiger Sätze, erzeugt ein – im Folgenden als *epistematisch* bezeichnetes – Wissen, das stets aus einer zweckbehafteten menschlichen Kommunikations- und Handlungspraxis kommt und ebenso für diese bestimmt ist.

Mit seinen eigenwilligen Sprach- und Schreibformen verweist Heidegger darüber hinaus zugleich *implizit* auf die Defizite und Verengungen in den theoretischen Auffassungen des Phänomens Sprache, die es innerhalb der abendländischen sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Theoriebildung gegeben hat. Heidegger bemerkt, ähnlich wie später auch Ludwig Wittgenstein und John L. Austin eine eigentümliche und reduktive Fixiertheit der abendländischen Linguistik und Sprachphilosophie auf *konstative* (behauptende bzw. feststellende) Sätze, auf *Aussagen über Vorhandenes*, eine weitgehende Blindheit für die Vielfalt des Sprachgebrauchs, und damit zusammenhängend eine Blindheit für die illokutive Dimension sprachlicher Äußerungen, für deren Verwobenheit mit der Praxis menschlicher Interaktionen.

Heideggers Kritik an der Vorhandenheitsmetaphysik und Seinsvergessenheit westlicher Philosophie und Wissenschaftsideologie lässt sich in diesem Zusammenhang also auch verstehen als eine Kritik an der (noch immer) weitverbreiteten Illokutionsvergessenheit⁶ der sprachbezogenen Theoriebildung samt deren metaphysischen Folgen.

Heideggers bewusst assoziative und heutigen Lesern oft pathetisch anmutende Sprache impliziert eine vehemente Absage an jeden Versuch, den alltäglichen Sprachgebrauch (mit all seinen logi-

⁵ Zu diesem Begriff vgl. P. Koch, W. Oesterreicher, *Schriftlichkeit und Sprache*, S. 587 ff.

⁶ Diesen Ausdruck verwendet Konrad Ehlich in seinem Aufsatz *Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation* (S. 26).

schen Inkonsistenzen) grundsätzlich zu diffamieren und eine logisch durchkonstruierte Formalsprache als Norm auf alle Argumentationen oder gar alle Sprechakte aufdrücken zu wollen. Heidegger warnt davor, die Leistungsfähigkeit und Reichweite von sprachnormierten Rede- und Darstellungsweisen zu überschätzen. Sein oftmals nicht-terminologischer, an die Mündlichkeit angelehnter Stil, der sehr auf den *Klang* der Sprache abhebt⁷, verweist gegenüber dem Projekt einer Logifizierung der Sprache, auf die akroamatische Dimension des Sprachverstehens. Sprachverstehen funktioniert nicht allein über das Verstehen jeweils einzelner Wörter mit bestimmten normierten Bedeutungen und deren syntaktischer Verknüpfungen, sondern immer auch über unbewusste klangliche Assoziationen, die diese Wörter wecken, und die sie letztlich logisch uneinholbar mit anderen Wörtern und den persönlichen Erinnerungen des Hörers verbinden.

Die gesamte Untersuchung bewegt sich im Spannungsfeld von Philosophie und Philosophiegeschichte einerseits, Kultur- und Medienwissenschaften andererseits. Diese Interdisziplinarität der Arbeit spiegelt sich notwendigerweise auch in ihrem Aufbau wider: *Teil I* etwa beginnt mit einer längeren Einführung in das Problemfeld von Oralität und Literalität im Kontext der medienwissenschaftlichen Debatte. Am Anfang von *Teil II* hingegen werden, um die methodische Relevanz von Heideggers Daseinsanalyse für die kultur- und medienwissenschaftliche Diskussion um Mündlichkeit und Schriftlichkeit deutlich zu machen, die in diesem Zusammenhang wesentlichen Ideen Heideggers aus „*Sein und Zeit*“ relativ ausführlich rekonstruiert.

Insgesamt gliedert sich die Untersuchung in zwei Hauptteile und fünf Einzelkapitel.

Teil I (Kapitel 1 und 2) untersucht den Zusammenhang zwischen dem Alphabetschriftgebrauch und der Herausbildung der (epistematischen) abendländischen Wissenschaftskultur.

Kapitel 1 fungiert dabei als Einführungskapitel in die Thematik Mündlichkeit/Schriftlichkeit. Das Kapitel macht mit der Debatte um Schrift und Schriftlichkeit bekannt, versucht, den Begriff *Schrift* zu klären und stellt die verschiedenen Arten von Schriftsystemen und deren Entwicklung vor.

Kapitel 2 widmet sich zunächst (Abschnitt 2.1) im Anschluss an die Arbeiten Jan Assmanns⁸ der Darstellung des Zusammenhangs von Schriftlichkeit und kritischem Traditionsbezug sowohl im Allgemeinen, als auch speziell im Falle Griechenlands: Innerhalb der griechischen Schriftkultur werden bestimmte Potentiale der Schrift voll ausgeschöpft, die in anderen (vorhergehenden) Schriftkulturen nur begrenzt genutzt worden sind. Kennzeichnend für Griechenland ist die zunehmende Rolle, die schriftliche Texte bei der kulturellen Überlieferung spielen, wobei diese Texte, anders etwa als in Altisrael, gerade *nicht kanonisiert* werden. Die überkommenen Texte stellen für die griechischen schriftkundigen Intellektuellen keine unhintergehbaren Autoritäten dar.

⁷ Mit Bezug auf seinen Vortrag/Aufsatz *Der Satz der Identität* empfiehlt Heidegger sogar ausdrücklich, man solle ihn besser *hören* statt *lesen*, und er verweist dabei auf die von ihm besprochene Schallplatte, die der Neske-Verlag Pfullingen vom Vortrag herausgebracht hat. (Vgl. *Vier Seminare*, S. 104.)

Sie müssen sich bei ihrer Textproduktion entsprechend nicht auf den bloßen *Kommentar* eines heiligen Textkanons beschränken, sondern können *variierend* und *kritisch* mit den traditionellen Wissensbeständen umgehen. Abschnitt 2.1 fokussiert also vor allem auf die spezifischen kulturellen Rahmenbedingungen des Schriftgebrauchs in Griechenland als Voraussetzung für die Ausprägung einer epistematischen Wissenstradierung. Die folgenden Abschnitte 2.2 und 2.3 zeigen, dass und inwiefern gerade das von den Griechen entwickelte neuartige Schriftsystem, das „vollständige Alphabet“⁹, mit dem Projekt der *episteme* verknüpft ist. Die Darstellung folgt dabei in wesentlichen Punkten den Überlegungen von Christian Stetter¹⁰ und versucht, folgende These zu belegen: Das vollständige, erstmals separate Zeichen für Vokale und Konsonanten umfassende griechische Alphabet hat eine – bezogen auf die griechische Sprachstruktur – hohe „grammatikalische Auflösungskraft“¹¹. Es gibt damit den Blick frei auf die ‚formalen Strukturen von Sprache‘, auf *Wörter* und *Wortformen* und ermöglicht so vermutlich erstmals ein formales Operieren mit Sprache. Das Alphabet bildet so die Voraussetzung dafür, dass sich formale Logik und formale Wissenschaft ausprägen können. Anhand der Texte von Parmenides, Platon und Aristoteles lässt sich exemplarisch verfolgen, wie die alphabetische Schriftpraxis in Griechenland erstens die Idee von Wissen als System situationsinvariant wahrer Sätzen etwa bei Parmenides induziert und wie sie zweitens die formallogische Analyse *von* und das formale Operieren *mit* Sprache vorantreibt: Platons *Dialoge* etwa sind keine Transkriptionen mündlicher Gespräche, sondern *konzeptionell schriftliche* Texte. Platon greift mit der Art seiner Darstellung auf die Möglichkeit zurück, dass der Leser sich den Gang der Argumentation immer wieder *vor Augen* führen kann. Vor allem aber entdeckt Platon auf der Basis der alphabetschriftlichen Notation anhand der unterschiedlichen, im Graphismus sichtbar werdenden *Wortendungen* unterschiedliche *Wortformen*: *onoma* und *rhema*, Haupt- und Zeitwörter. Platon nutzt diese Unterscheidung zur Einführung eines elementaren Definitionsverfahrens. Die Unterscheidung zwischen *onoma* und *rhema* wird damit zur Unterscheidung von logischem Subjekt und logischem Prädikat. Aristoteles übernimmt diese Unterscheidung, entwickelt davon ausgehend seine formale Logik und legt so auf der Basis der Alphabetschrift die Grundlagen für das Projekt okzidentaler Wissenschaft als *episteme*, als logisch und terminologisch durchgearbeitetes System situationsinvariant wahrer Sätze.

⁸ J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*.

⁹ Der Ausdruck „vollständiges Alphabet“ ist insofern problematisch, als damit möglicherweise die Vorstellung verbunden sein kann, das Alphabet würde gesprochene Sprache in irgendeiner Weise „vollständig“ aufzeichnen. Das Alphabet differenziert zwar (aus praktischen Gründen) zwischen konsonantischen und vokalischen Sprachelementen, stößt dabei aber keineswegs zu irgendwelchen ‚an sich‘ existierenden Basiselementen der Sprache vor, um diese dann ‚vollständig‘ zu repräsentieren. Entsprechend verwende ich im Folgenden für die Kennzeichnung des griechischen (bzw. lateinischen) Alphabets vorzugsweise den Ausdruck „vokalisiertes Alphabet“.

¹⁰ Vgl. Ch. Stetter, *Schrift und Sprache*.

¹¹ Ebd. S. 645.

Teil II der Untersuchung (*Kapitel 3 bis 5*) erörtert dann – im Kontext von Heideggers Metaphysikkritik – die problematischen Aspekte der alphanumerisch-epistematischen Wissensdarstellung und –tradierung.

Kapitel 3 nimmt eine medienphänomenologische Interpretation wesentlicher Gedankengänge von „*Sein und Zeit*“ vor: Zentrales Anliegen von Heideggers Buch ist es, Wissenschaft und Wissenschaftsideologie im *Dasein*, das heißt in der menschlichen Lebenspraxis zu fundieren. Die Interpretation wird zeigen, dass der von Heidegger so scharf angegriffene metaphysische Glaube an die ewige Wahrheit von (wissenschaftlichen) Sätzen ebenso, wie die substanzontologische Vorstellungen von einer objektiven Realität oder einem *Ding an sich* eng mit der Praxis der alphanumerischen Notation von Wissen verknüpft sind.

Kapitel 4 wendet sich den philosophischen Texten des mittleren bzw. späten Heidegger nach der sogenannten *Kehre* zu. Ab Anfang der 30er Jahre stellt Heidegger die abendländische Wissenschaftsideologie und deren lebensweltliche Herrschaft in einer zunehmend diachronen, beinahe kulturgeschichtlichen Perspektive dar. Mit seiner Darstellung der *Seinsgeschichte* verfolgt Heidegger das (*therapeutische*) Anliegen, im Rückgang auf die Geschichte bestimmte wissenschaftsmetaphysische Sichtweisen auf die Welt, die anderen und sich selbst durchsichtig zu machen und dadurch abzubauen. Dieses Grundanliegen Heideggers wird verständlicher, seine Darstellungen werden plausibler, wenn man sie in einem medienphänomenologischen und mediengeschichtlichen Kontext betrachtet, und die *Seinsgeschichte* vor dem Hintergrund der Schriftlichkeitsproblematik diskutiert. Dies geschieht in Abschnitt 4.2. Der darauf folgende Abschnitt 4.3 widmet sich dann denjenigen Texten Heideggers, die sich mit den Themenbereichen Kunst, Mythos und Religion beschäftigen bzw. zu beschäftigen scheinen. Der von Heidegger beschriebene Wandel der institutionellen Rolle von Kunst und Religion, der in der griechischen Antike stattfand und bis in die Gegenwart weiterwirkt, wird vor dem Hintergrund des Übergangs von Oralität zu Literalität diskutiert. Abschnitt 4.4 erörtert schließlich ebenfalls im Kontext des Mündlichkeit/Schriftlichkeits-Problems Heideggers eigentümliche Sprach- und Darstellungsformen sowie dessen *Sprachphilosophie*.

Kapitel 5 diskutiert abschließend Jacques Derridas Darstellung des Zusammenhangs von Alphabetschrift und abendländischer Metaphysik, sowie dessen Heidegger-Kritik. Derrida hat bereits vor über drei Jahrzehnten in seiner „Grammatologie“ versucht, Heideggers Texte vor dem Hintergrund der Schrift-Thematik zu erläutern, bzw. umgekehrt die Besonderheiten (und die besonderen Gefahren) der Alphabetschrift vor dem Hintergrund von Heideggers Metaphysikkritik darzustellen. In Kapitel 5 geht es deshalb um eine kritische Rekonstruktion von Derridas Schrifttheorie sowie von dessen Heidegger-Kritik. Eine kritisch-kommentierende Erläuterung von Derridas philosophischem Anliegen und dessen zentraler Begrifflichkeiten dürfte zum einen für die breite *postmoderne* Strömung innerhalb der gegenwärtigen Medien- und Kulturwissenschaften von

Interesse sein, denn dort greift man oft ohne größere Reflexion auf Derridas Methode der Dekonstruktion zurück und operiert häufig unkritisch mit dessen Begriffen. Zum anderen bietet die Auseinandersetzung mit der „Grammatologie“ Gelegenheit, die in den Kapiteln 3 und 4 vorgeschlagene Heidegger-Interpretation an bestimmten Punkten zu präzisieren.

Damit kehre ich noch einmal zurück zum Anliegen und zur Methodik der vorliegenden Untersuchung. Auf den ersten Blick scheinen die beiden Hauptteile des Buches vom Thema und vom methodischen Ansatz her zunächst etwas unvermittelt nebeneinander zu stehen. Während der erste – eher *empirische* – Teil der Arbeit medienhistorische, ethnologische, kultur- und sprachwissenschaftliche Debatten zum Zusammenhang von Schrift und Wissenschaft zusammenfasst und weiterführt, ist der zweite Teil des Textes eher *philosophisch* ausgerichtet. Doch ergibt sich gerade erst in der Synopse der beiden Textteile, des eher medien- und kulturwissenschaftlich operierenden einerseits und des philosophischen andererseits, ein Verständnis für das eigentliche Anliegen des vorliegenden Buches. Es versteht sich als philosophisch-*bildender* Beitrag¹² zur gemeinsamen Diskussion einer unserer zentralen Lebensfragen: Je mehr die Verwissenschaftlichung unserer Lebenswelt fortschreitet, umso dringender stellt sich die Frage nach dem Status *von* und dem sinnvollen Umgang *mit* Wissenschaft. Die *medien-* bzw. *schriftphilosophische* Perspektive auf das Projekt der *episteme*, die in „Buchstaben-Folgen“ entwickelt wird, soll ein besseres Verständnis von Wissenschaft und einen autonomen Umgang mit wissenschaftlichen Welt Darstellungen ermöglichen.

Die in den letzten Jahren schlagartig anwachsende Literatur zum Thema „Medienphilosophie“ scheint Beleg dafür zu sein, dass in einer Zeit gravierender medialer Umbrüche durch Computer und Internet das Thema *Medien* (bzw. *Medialität*) immer stärker in den Fokus philosophischer Aufmerksamkeit gerät.¹³ Dabei wird die Frage, was das Spezifische von *Medienphilosophie* ist und was eine solche leisten könnte oder sollte, sehr unterschiedlich beantwortet.¹⁴ Zumindest für einige Autoren, die mit dem Begriff operieren, scheint Medienphilosophie (bzw. Medialitätsphilosophie) *mehr* zu sein als eine bloße „Bereichsphilosophie“, mehr als eine philosophische Disziplin, die sich mit den Grundlagen medien- und kommunikationswissenschaftlicher Theoriebildung beschäftigt. Durch die philosophische Auseinandersetzung mit der Medienproblematik werde (bzw. müsse)

¹² Zum Projekt einer „bildenden Philosophie“ vgl. Richard Rorty, *Der Spiegel der Natur*, S. 402, sowie die Erläuterungen in Kapitel 6 des vorliegenden Buches.

¹³ Vgl. Krämer (Hrsg.), *Medien, Computer, Realität*; S. Münker, A. Roesler, M. Sandbothe (Hrsg.), *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*; F. Hartmann, *Medienphilosophie*; M. Sandbothe, *Pragmatische Medienphilosophie*; sowie der Literaturbericht von Ulrike Ramming (*„Medienphilosophie“ – Ein Bericht*) in der Zeitschrift *Dialektik*.

¹⁴ Siehe hierzu die verschiedenen Positionen in: S. Münker, A. Roesler, M. Sandbothe (Hrsg.): *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*; sowie M. Sandbothe, *Was ist Medienphilosophie?*

sich vielmehr auch das Selbstverständnis der Philosophie verändern. Entsprechend möchte man Medienphilosophie sogar als „zeitgemäße Gestalt einer ‚prima philosophia‘“¹⁵ konzipiert wissen.

Die vorliegende Untersuchung, die den Zusammenhang von Schrift, formaler Logik, Wissenschaft und Wissenschaftsideologie rekonstruiert und im Kontext der medialen Differenz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit auch die Frage nach den jeweils „geeigneten“ Darstellungsformen der Philosophie erörtert, versteht sich als spezifischer Beitrag zu dieser aktuellen Diskussion um Status und Reichweite von Medienphilosophie.

„Buchstaben-Folgen“ entstand als Forschungsarbeit innerhalb des Promotionskollegs Ambivalenzen der Okzidentalisation an der Universität Leipzig. Die Dissertation und deren Veröffentlichung wurden unterstützt von der Hans Böckler Stiftung.

¹⁵ R. Margreiter, *Medien/Philosophie: Ein Kippbild*, S. 151.